

Die Freude.

Von Ludwig Sina.

Noch spät am Abend läutet es an der Tür des Professors. Klopfenden Herzens öffnet der alte Junggeselle und nahm ganz bestürzt das Tele-

gramm in Empfang, das ihm der Botsbote mit den Worten übergab: „Professor Hermann Wanger, nicht wahr?“

„Ja, ja, — wer in aller Welt sollte mir dem...?“ Im nächsten Augenblick stand er schon im Lichtbereich der Lampe vor seinem Tisch und enträthelte die Depeche: „Witte, kommen Sie, mein Mann geht es sehr schlecht; verlangt nach Ihnen. Eilige Befehle.“

Der Professor ließ das Blatt sinken und begann mit sich selber in wachsender Bestürzung zu diskutieren. „Kalkonay! Der gute, ehrliche Kalkonay! Mein blühender, baldurstar- ter, germanischer Doktor! Mit der Ginnbrust und dem Lebensver- langen! Das ist doch nicht möglich! Hat ein Weib an seiner Seite, das in Liebe und Schönheit aufsteht, das sich mit seinem Glück da in das Vergnügen entspannen und will nun ans Sterben denken. Ein Jahr vermisst, das ist ja ein Unbilden, eine Verstim- mung seiner Lebenslehre, die er immer so härtechtig verfolgt hat. Witten im Lebensommer, mit seinen vierzig Jahren will er kapitulieren. Das ist ja Wahnsinn!“

Der Professor frömte in aller Eile in seinem Kasten herum, packte das Notwendige in seinen kleinen Koffer und machte sich eilig auf den Weg nach dem nahen Bahnhof. Im Früh- lichen Morgen traf er in Garten ein. Auf dem Bahnhof stand zufällig ein Wägelchen aus dem Dorf.

„Können Sie mich zum Doktor Kalkonay führen?“ fragte der Arzt- scher.

Der machte ein wichtiges, teil- nahmsvolles Gesicht. „Freilich kann ich, — der arme Herr Doktor.“ „Wissen Sie am Ende Näheres über den Herrn Doktor? Es soll ihm schlecht gehen.“

„Ja, ja, — er soll im Sterben liegen, seit gestern Nachmittag schon; es ist ein großes Unglück geschehen, — er hat sich angeschossen.“ „Nicht möglich...“ stieß der Pro- fessor erlebend hervor.

„Wohl, wohl; das heißt, man weiß nichts Gewisses. Einige sagen, das Gewehr sei durch Zufall losgegangen, — wer kann das jetzt herausge- kommen?“ Der Kutcher ergriff die Zügel.

„Nur schnell, Kutcher, — ich muß ihn noch sprechen, — er war mein bester Freund. Schreiben Sie fest an! Der Professor drückte sich fest in die Lederpolster hinein und nach kaum einer Viertelstunde hielt der Wagen vor dem Hause des armen Freundes. Neben dem Haustor glänzte eine frischbladierte Aufrichtstafel: „Dr. med. Robert Kalkonay, Gemeinde- arzt.“

Eine weibliche Gestalt trat dem Professor im dunklen Hausflur ent- gegen.

„Sind Sie es, gnädige Frau?“ Ein ersticktes Schluchzen antwor- tete ihm und er fühlte eine kalte, weiche Hand in der seinen. Er führte die Unglückliche in den morgenhellen Garten, der sich unmittelbar an den Flur anschloß, und da konnte er so ganz die Größe des Unglücks an der Gebrochenheit der jungen Frau er- kennen. In dem bleichen, schönen Gesicht lag der Schmerz einer bang durchwachsten, endlosen Nacht aufge- stapelt, die großen schwarzen Augen irrten angstvoll umher und waren so recht das Spiegelbild der abgemur- terten Seele, der elastiische Leib schien gebrochen und der geringsten Erschüt- terung preisgegeben, und die Nerven spielten ihre furchtbaren Töne.

„Sagen Sie doch nur, liebe gnä- dige Frau, — wie konnte das nur geschehen?“ fragte der Professor er- armen und stützte die Wankende.

„Es wird wohl bald alles vorbei sein...“ schluchzte die junge Frau. „Ist das ein böser Zufall gewesen oder hat er selbst...“

„Wir wissen's noch immer nicht. Er schweigt darüber, wiewohl er sprechen könnte. Er hat nur nach Ihnen verlangt. Er weiß gar nicht, daß es so schlecht mit ihm steht, — und doch...“ hören Sie nur, — er will sterben! Frau Elise sank auf die Gartenbank und bedeckte das Gesicht ättern mit den Händen.

„Na, aber dann — dann hat er vielleicht doch noch an sich gedacht.“ Das junge Weib aufte die Achseln. „Wir fanden ihn gestern Nachmittag auf dem Boden liegend. Neben ihm das Jagdgewehr. Eine Kugel hatte Wanger und Lunze getroffen, er war dem Verbluten nahe. So trugen wir ihn in das Schlafzimmer, ich und die Waise. Der Doktor aus Klein- Klausen wurde gerufen, er tat sein Möglichstes, — aber er bereutete mich auf das Schlimmste vor. Alles, was wir aus Robert herausbringen konnten, war, daß das Gewehr plötzlich losgegangen wäre, als er es für die morgige Jagd reinigen wollte. — und so hätte sich das Unglück ereig- net. Ich aber glaube nicht. Robert war in dieser Beziehung so ge- nau und ein so vorlässiger Jäger.“

„Es muß anders gewesen sein. Ich bitte, sagen Sie sich selbst und Hoff-

nungsvoll, wenn Sie bei ihm sind. Ich werde nachsehen, ob er schlief.“ Ein flehentliches Bändern be- gleitete diese Worte, die Wangen ein wenig stufen machten. Ihm war, als flackerten die schönen Augen der Frau in einer seltsamen Unruhe, die noch eine tiefere Quelle haben mochte als das traurige Ereignis selbst.

Im nächsten Augenblick sah er sich allein. Der betäubende Duft der Rosen legte sich ihm schweiß und drückend auf die Stirn und er fühlte gleichsam das schwere Anken des aufsteigenden heißen Sommertages, das Kosten der Luft in dem weiten, blumenüberfüten Garten.

Nach einer Weile wachte ihm Elise von der Treppe herab. „Kommen Sie, — er erwartet Sie.“

Als Wanger in die Stube trat, fühlte er sich einen Augenblick von der Schwere des Unglücks übermannt. Aber er richtete sich schnell wieder em- por und trat an das Krankenbett her- an. Doktor Kalkonay lag hochgebettet in den Kissen, die Hände spielten mit der leichten Bettdecke, das Antlitz, in einer Leichenblässe schimmernd, war auf den Freund gerichtet und schien mit einem schwachen, zufriedenen Lächeln erheitelt zu sein.

„Na also, wie steht's denn, Robert?“ fragte Wanger und versuchte einen gemüthlichen, lustigen Ton anzuschlagen. „Ich höre, daß Du dich ein bißel verlegt hast...“

„Ja, ein bißel, — leider nur ein bißel.“ Der Kranke hob unruhig das Haupt hin und her und wachte mit der Hand den Besucher an sich heran.

„Na, da kannst Du doch froh sein, Kind Gottes, daß die Geschichte so abgelaufen ist. Mußt Dich halt schonen. Ruhe bewahren; bist doch selbst Arzt, weißt doch beiläufig, wie's um Dich steht.“

„Ja, ich weiß. Gut und schlecht wie man's nimmt. Kalkonay sah seine Frau mit einem tieftraurigen, melancholischen Blick an und sagte dann leise zu ihr: Du mußt nicht böse sein, — aber jetzt mußt Du uns schon ein wenig offen lassen. Fürchte nichts, — wir wollen nur alte Er- innerungen austräumen, — in einer Stunde soll der Doktor wiederkom- men — nachsehen, — da müssen wir zwei fertig sein.“

„Und ich darf wirklich nicht dabei sein?“ fragte Elise mit verangstigten Blick.

„Nein, — diesmal nicht, — tu mir die Guttat, Elise, — wer weiß, ob es nicht die letzte Bitte ist.“ Dann ging die Frau langsam zur Tür. Dort wandte sie sich um und sah mit einem merkwürdig forschenden, den, den beiden Freunden allein.

„Also, Du hast nach mir verlangt, Robert. Ich bin gekommen, um Dir Hoffnung und Zuversicht zu geben. Wir haben uns jetzt an die acht Mo- nate nicht gesehen, da wird wohl Monches zu erzählen sein, meinst Du nicht? Hast Du vielleicht selbst Einiges auf dem Herzen? Es gibt Dinge, die sich dem Freunde besser mitteilen lassen als dem eigenen Weibe.“

„Solche Dinge gibt's in der Tat“, sagte Kalkonay mühsam mit einem schweren Seufzer. „Und eben des- halb hab' ich nach Dir verlangt, nach Dir, der Du mir zeitlebens in die Seele gesehen hast, als ich noch frei und lebzig war. Niemand hat mich so nahe an mich heran und schauder- nicht zurück, wenn das und jenes über meine Lippen kommt. Ich will nicht leben. Ich selbst hab' Sand an mich gelegt. Denn ich hab's nicht ertragen, — das mit meinem Gewissen — mit der unerquicklichen Last.“

„Du hast selbst...?“ feuchte der Professor hervor. „Ja, warti Du denn nicht glücklich? Gebebt, ange- sehen, in guten Verhältnissen, ein Jahr verheiratet, ein Weib, das Du verachtet.“

„Dalt, da bleiben wir gleich stehen, Freund. Ich hab' ein Weib, das ich vergöttert habe. Und aus dieser Vergötterung ist das Uebel erwach- sen.“

„Ich verstehe Dich nicht...“ „Wirst mich gleich verstehen, wenn ich Dir sage: hier, in dieser Stube, in diesem alten Hause sind ein ganzes Jahr hindurch zwei schuldbeladene Menschen untergewandelt und haben sich mit ihrer Last abgemüht Tag für Tag. Nacht für Nacht, haben mit sich selbst gekämpft und mit einem Schat- ten, der zwischen ihnen gestanden hat. Elise war die Stärke von uns. Treten Sie hat sich über alle Stra- pelen hinweggeholfen. Ich bin unter- legen, — dieses starke, verlangende Weib hat mich zu Fall gebracht.“ Er sank erschöpft in die Kissen zurück.

„Elise! Tieses reine, tapfere Weib?“ Der Professor starrte den Kranken an. „Warto nur, — wie war das nur? Als Du sie rühmtest, da war sie ja Witwe noch.“

„Ganz recht“, lächelte der Arzt. „Witwe nach dem Ehebruch in Carlin. Drei Monate vor dem Tode ihres Mannes kam ich hierher und übernahm hier die Praxis. Da lernte ich sie kennen und — lieben.“

„Dannals schon!“ entsetzte er dem Professor. „Niemand würde etwas Auffälliges. Auch der Ober-

förker nicht. Und doch begann da- mals schon das wilde, tolle Spiel ur- gerer aufgeregten Herzen. Sie liebte ihren Mann nicht, hatte ihn betruhe. Ich war der glückliche Zeiger ihres Herzens, wenn wir uns auch damals noch schuldlos gegenüberstanden. Wir lebten nacheinander wie ver- liebte junge Schulkinder, die sich noch gar nicht klar über die Liebe gewor- den sind. Und zwischen uns stand die- ser langlebige Mensch, dieser hilfe- losste Walddar an Kraft und Aus- dauer, der das Patent für achtzig Jahre in der Tasche zu tragen schien.“

„Na, — ich erinnere mich, ihn ein- mal gesehen zu haben. Starb er denn nicht eines ungewöhnlichen To- des?“ Der Professor neigte sich über den Kranken mit forschenden, bange- n Augen.

Kalkonay hielt dem Blick ruhig Stand. „Na, er wurde von einem Wilderer angeschossen und dem Tode nahe brachten sie ihn nach Hause. Dann holten sie mich. Da sah ich den Mann vor mir liegen, hörst Du, — den Mann, der zwischen mir und mei- nem Glück stand wie ein Dürreer, nicht wegdrängender Schatten. Und nun wollte er plötzlich zu Licht wer- den, indem er sich von uns mit dem Tode hinwegzustellen im Begriff war. Da lag er also vor mir. An der einen Seite sah ich, mir gegenüber stand — Elise, die arden Kälteklagen fest auf mich gerichtet. Ich unterluchte die Wunde, nahm meine Wissenschaft gründlich zu Hilfe — die Schrotfor- mer hatten die Bauchhöhle zerissen und eine Arterie jagte das Blut strot- zend aus einer klaffenenden Wunde her- vor. Ich mußte rasch handeln, um zu retten. Ich presste mit aller Gewalt die Wunde zusammen, mit Tüchern und Fesseln, und wartete eine Weile zu. Da fühlte ich, wie sich eine Hand leise, tastend auf meine Schulter legt. Ich sah auf: Elise hatte ihre großen, starken Augen auf mich gerichtet — und diese Augen sprachen flammend als Worte! Die Lippen waren tot, aber diese Augen, diese entsehligen, schönen, fordernden Augen! Er- mann, — ich wollte ihr zurufen: Ver- lasch dieses Immer, Weib! Weiche von mir! — Aber meine Lippen brach- ten kein Wort heraus, — diese Augen hielten mich in furchtbarem Bann. Ihre ganze glückliche Seele lag in ih- ren Blicken. Nun wußte ich, warum sie schämte. Ihr Herz sehnte die Frei- heit herbei, und so warf sie mir die Freiheit fordernden, merdenden Blicke zu — und unter der Herrschermacht dieser Augen zog ich langsam die Hän- de von der Wunde weg, — die Tücher fielen.“

„Derrant — Du hast —“

„Ich hab' dem Schicksal freien Lauf gelassen — das Leben strömte blutend aus.“

Der Kranke schweig. Ein leises Stöhnen wimmerte durch die Stube. Einformia tickte die Uhr an der Wand. Dann drehte er mühsam hervor: „Als der Unglückliche kalt vor uns lag, ergriff ich Elises Hand. Wir sind schuldig geworden, Weib, sagte ich. Und sie drückte mir die Hand und sprach mit einem aufleuchtenden Blick: Ich werde Dir die Schuld tra- gen helfen. Sie hat's vermerkt — aber nur bis heute. Dieses Jahr! Es war ein Martrium, das meine Seele stückweise in Flehen riß. Ich hab' ge- tragen, getragen, getragen — bis ich nicht mehr konnte. Meine Schuld hat langsam die Furcht vor dem Wahr- scheinlich grobgezogen — und darum hab' ich heute ein Ende gemacht. Versprich mir nun zu schweigen. Sie ist ja nicht schuldig — sie könnte nie und nimmer belangen werden. Ich allein hab' es getan, ich allein hab' gemordet, indem ich meine erste Pflicht als Arzt ver- letzte. Na, das nach dem Tode die Brille geschlaugen und er ist hinüber zu ihm — und nun kommt er, zu rächen — zu holen — wieder gut zu machen.“ Ein Gurren und Klacken ging durch die Stube des Sterbens und die Hände schlossen sich kompostaria an- einander.

Wenige Augenblicke darauf drückte Wanger eine erstarrete Hand. Und es war ein Verdrückt, das er mit die- sem Händedruck einem Toten gab.

Die Rahe.

Ludwigsches Stenbild von Grazia Te- lleda.

Die Witwe Werra hatte eine schöne schwarze Rahe und zwei ge- walttätige Sojone und liebte sie alle drei.

Die nicht mehr jungen Männer, klein, rotbaarg und ein wenig frummbändig, gingen und kamen, stritten miteinander und waren der Schwere ihrer Rahe. Die Frauen gingen ihnen aus dem Wege und die hatten die Frauen.

„Witwe!“ sie wieder. „Witwe nach dem Tode ihres Mannes kam ich hierher und übernahm hier die Praxis.“

Und sie redete zu der Rahe, wie

se es zu den Ehenen nicht zu tun wagt. „Witwe!“ sie wieder. „Witwe nach dem Tode ihres Mannes kam ich hierher und übernahm hier die Praxis.“

„Witwe!“ sie wieder. „Witwe nach dem Tode ihres Mannes kam ich hierher und übernahm hier die Praxis.“

„Witwe!“ sie wieder. „Witwe nach dem Tode ihres Mannes kam ich hierher und übernahm hier die Praxis.“

„Witwe!“ sie wieder. „Witwe nach dem Tode ihres Mannes kam ich hierher und übernahm hier die Praxis.“

„Witwe!“ sie wieder. „Witwe nach dem Tode ihres Mannes kam ich hierher und übernahm hier die Praxis.“

„Witwe!“ sie wieder. „Witwe nach dem Tode ihres Mannes kam ich hierher und übernahm hier die Praxis.“

„Witwe!“ sie wieder. „Witwe nach dem Tode ihres Mannes kam ich hierher und übernahm hier die Praxis.“

„Witwe!“ sie wieder. „Witwe nach dem Tode ihres Mannes kam ich hierher und übernahm hier die Praxis.“

„Witwe!“ sie wieder. „Witwe nach dem Tode ihres Mannes kam ich hierher und übernahm hier die Praxis.“

„Witwe!“ sie wieder. „Witwe nach dem Tode ihres Mannes kam ich hierher und übernahm hier die Praxis.“

„Witwe!“ sie wieder. „Witwe nach dem Tode ihres Mannes kam ich hierher und übernahm hier die Praxis.“

„Witwe!“ sie wieder. „Witwe nach dem Tode ihres Mannes kam ich hierher und übernahm hier die Praxis.“

„Witwe!“ sie wieder. „Witwe nach dem Tode ihres Mannes kam ich hierher und übernahm hier die Praxis.“

„Witwe!“ sie wieder. „Witwe nach dem Tode ihres Mannes kam ich hierher und übernahm hier die Praxis.“

„Witwe!“ sie wieder. „Witwe nach dem Tode ihres Mannes kam ich hierher und übernahm hier die Praxis.“

„Witwe!“ sie wieder. „Witwe nach dem Tode ihres Mannes kam ich hierher und übernahm hier die Praxis.“

„Witwe!“ sie wieder. „Witwe nach dem Tode ihres Mannes kam ich hierher und übernahm hier die Praxis.“

„Witwe!“ sie wieder. „Witwe nach dem Tode ihres Mannes kam ich hierher und übernahm hier die Praxis.“

Truder mit seiner schönsten Kuh be- gegnet war, zum Vergnügen die Witwe geschultert und jenen zugerufen hatte: „Witwe!“ sie wieder. „Witwe nach dem Tode ihres Mannes kam ich hierher und übernahm hier die Praxis.“

„Witwe!“ sie wieder. „Witwe nach dem Tode ihres Mannes kam ich hierher und übernahm hier die Praxis.“

„Witwe!“ sie wieder. „Witwe nach dem Tode ihres Mannes kam ich hierher und übernahm hier die Praxis.“

„Witwe!“ sie wieder. „Witwe nach dem Tode ihres Mannes kam ich hierher und übernahm hier die Praxis.“

„Witwe!“ sie wieder. „Witwe nach dem Tode ihres Mannes kam ich hierher und übernahm hier die Praxis.“

„Witwe!“ sie wieder. „Witwe nach dem Tode ihres Mannes kam ich hierher und übernahm hier die Praxis.“

„Witwe!“ sie wieder. „Witwe nach dem Tode ihres Mannes kam ich hierher und übernahm hier die Praxis.“

„Witwe!“ sie wieder. „Witwe nach dem Tode ihres Mannes kam ich hierher und übernahm hier die Praxis.“

„Witwe!“ sie wieder. „Witwe nach dem Tode ihres Mannes kam ich hierher und übernahm hier die Praxis.“

„Witwe!“ sie wieder. „Witwe nach dem Tode ihres Mannes kam ich hierher und übernahm hier die Praxis.“

„Witwe!“ sie wieder. „Witwe nach dem Tode ihres Mannes kam ich hierher und übernahm hier die Praxis.“

„Witwe!“ sie wieder. „Witwe nach dem Tode ihres Mannes kam ich hierher und übernahm hier die Praxis.“

„Witwe!“ sie wieder. „Witwe nach dem Tode ihres Mannes kam ich hierher und übernahm hier die Praxis.“

„Witwe!“ sie wieder. „Witwe nach dem Tode ihres Mannes kam ich hierher und übernahm hier die Praxis.“

„Witwe!“ sie wieder. „Witwe nach dem Tode ihres Mannes kam ich hierher und übernahm hier die Praxis.“

„Witwe!“ sie wieder. „Witwe nach dem Tode ihres Mannes kam ich hierher und übernahm hier die Praxis.“

„Witwe!“ sie wieder. „Witwe nach dem Tode ihres Mannes kam ich hierher und übernahm hier die Praxis.“

„Witwe!“ sie wieder. „Witwe nach dem Tode ihres Mannes kam ich hierher und übernahm hier die Praxis.“

Tropfen der echten, reinen, wahr- en und klaren Freude sein. Das „Ger-Rundgeläut“ des soanemiten Bergnigens, der bunten, lauten, oberflächlichen Lust, besitzt nichts von ihrer wunderbar möstlichen Stra- so gern es sich selbst auch diese be- sprechen möchte. Lautes Besingen und äußerliche Zerfremungen sind keine Freude, sie tun dem wunden Herzen weh und nicht wohl, denn, statt zu wärmen, betäuben wohl manchmal den Schmerz für kurze Zeit, heilen aber nicht.

Die echte, reine Freude ist mit Sonnenschein, der vom Himmel kommt und die lebende Kräfte in sich trägt, während das oberflächliche Bergnigen, wie blendend hell es auch sein mag, nur künstlicher Belichtung gleicht.

Uns selbst und andern dies köst- liche „bischen Freude“ zu gönnen und zu verschaffen, gehört zu den heiligen Lebenspflichten, die wir gegen uns selbst ebenso wie gegen unsere Nächsten haben. Leider wird gerade diese Pflicht so oft mißachtet und verkannt. Freue es nicht der Fall, wieviel trichter und wieviel reicher ihm sein Weiser in den Leib.

Der Schrei des Knechtes und das schwere Anken der beiden Mörder drückten dem Knaben unter dem Sack: „Das Heulen des Kindes in stür- mischen Nächten, wann der Keisel nach verirrten Seelen umgeht; aber mit einemmal war alles still, toten- still.“

Der Knabe hob den Sack und sah den Toten in seinem Blute liegen. Er stürzte in die Nacht hinaus, sprach von Fels zu Fels, glitt den graufigen Abhang hinunter; doch als er an einem Strauch hängen blieb, meinte er, die Mörder hätten ihn gefaßt, und sah ohnmächtig hin.

Die Schichten sich an, heimzukehren, als Barra plötzlich innehielt und sagte: „Wir haben das Licht brennen lassen, Murrutu; aber wir müssen es löschen!“

Murrutu widerstehe sich einem neuen Verbrechen; Barra führte jedoch zu der Hütte zurück. Der Knabe war verschwunden. Es tagte schon und die beiden gingen zum Hause der Werra.

„Das wäre getan!“ sagte Barra an der Werra; und schwer aihnend trat er drei Krüge Wasser.

Andern Tages wurden sie verhaf- tet. Der Knabe hatte sie erkannt und Anzeige erstattet. Barra wurde zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt, Murrutu, der wenigstens des Knaben geschont, zu dreißig Jahren Zuchthaus.

Fast zehn Jahre lang lebte die Wit- we Werra einsam dahin; da erblindete sie und suchte für ihren kerkel- ten Peinabingung nach. An einem schö- nen Maiabend kehrte er zurück, äußerlich noch derselbe: klein, rot- baarg und frummbändig, aber er redete eine wunderliche, aus mehreren Tiselfen zusammengesetzte Sprache und behauptete, der Berganzheit erinnere er sich nicht mehr.

Er arbeitete den ganzen geschla- genen Tag und erwarb sich ein solches Ansehen, daß zurzeit der famosen Mandenerhaltung der Anoreffischen Banditen die Polizei ihn zum Hüter der beschlagnahmten Herden der Hühnigen und ihrer Helfershelfer einsetzte.

Die ganze Segen bestand sich in Belagerungszustand, und um die Dörfer herum bewachte das Militär hier in einem eroberten Lande. Von Scharren erfüllt, wagten die Bewoh- ner kein lautes Wort mehr zu äußern. Nur Werra ging ruhig unter den Soldaten umher. Von einem Heuler aus sah ich die roten und schwarzen Säße der Banditen und die Schiffe, eines mit dem Kopf auf dem Rücken des anderen, als fürchteten auch sie sich.

Im Sonnenuntergang moß Mur- ruz die Kälte und die Furchen saßen lachend ihren Ravi wickeln die Schenkel der Tiere und tranken die warme Milch verquält wie die Kinder. Und wenn einer der Hüh- nenden Kopf hochhob, bevor er ihm leerte, da schien es gleichsam, als wolle er die besseren Zeiten preisen, die endlich für unsere Insel anbre- den.

Ein bishes Freude.

Sonntagsgebanken von Adelheit Stier.

Wer kennt nicht das köhne Gedäch- des großen Sängers Conrad Ferd- inand Werra, das mit den Worten beginnt:

„Wie heißt sich ein verlassen Herz, Lee bunten Sammerut Weise? Mit hoher-Rundgeläut? Mit birkem Spott? Mit traden Scherz? Nein, Mit ein bishes Freude!“

Ein bishes Freude — wech! Wun- der vermag es nicht im Leben zu wirt- ten! Es ist gleich einem Tropfen köstlichen, sauberkrautigen Salsams, der beunruhigte Wunden zu heilen, kalte Herzen zu erwärmen, Kranke zu heilen und Schwachen zu erheben vermag. Nur was dieses Heilmittel nur den inneren Menschen auch ein

Unklugheit und Verzagtheit und die Eltern des Nichtigens; sie beugen der Rahe, in welcher sie an- genommen werden, jede Wohlthat der Verberchen und bieten dem Gabe- ner jeden Vorteil und jede Ver- wung.